

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 14 (1938)

Heft: 19

Artikel: "Oliver Cromwell"

Autor: Wilde, Richard

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754060>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich den kostbaren Stein anzusehen, aber niemand von ihnen hat den Blauen Diamanten gekauft. «Wir sind real denkende Geschäftsleute», sagt Direktor Burnett dazu, «wir können von Zufälle glauben, nicht aber an Verhängnisse übernatürlicher Dimension. Vieles in der Geschichte dieses Blauen Diamanten ist wirklich merkwürdig, ja grauenhaft und könnte Shakespeare recht geben, wenn er von der Schulweisheit spricht, die es sich nicht träumen lässt, was es alles an sonderbaren Dingen zwischen Himmel und Erde gibt.»

«Was wir von der letzten Provenienz des Steines wissen», unterbricht Direktor Wood seinen Kollegen, «was wir wirklich Positives erfahren haben, ist folgendes: Dieser Blaue Diamant war zuletzt im Besitz des Sultans Abd-ul-Hamid II.; merkwürdigerweise ist der Diamant damals nicht wie der «Koh-i-noor», der «Orlow» oder der «Regent» — der letztere bildete bekanntlich die Spitze in der Krone der Könige von Frankreich —, in den Schatz der Sultane des Hauses Osman genommen worden. Das Odium, ein wahrer Unglücksstein zu sein, hatte ihn dann trotz seiner Seltenheit nicht nur auf dem Balkan unverkäuflich gemacht, sondern auch in ganz Europa.»

Hier wirft Direktor Wood einen flüchtigen Blick auf seinen Notizblock: «Es war im Jahre 1911, als der Multi-millionär und Eigentümer der „Washington Post“, Mister Edwin B. Mac Lean, den Blauen Diamanten für 300 000 Goldollar aus dem Nachlaß der Familie Guggenheim über einen italienischen Händler Habilie kaufte. 1919 wurde der einzige Sohn dieses Mannes, der kleine Vinsen Mac Lean, auf der Straße von einem Auto erfaßt und getötet. Am 31. Oktober 1933 wurde Edwin B. Mac Lean für irrsinnig erklärt. Besitzer des Blauen Diamanten ist heute seine Witwe Mrs. Mac Lean; sie bewohnt im Zentrum von Washington ein seltsam aussehendes Haus ohne Fenster an der Straßenfront, da diese alle auf einen Innenhof Ausblick haben. Dieser

düsterer, in Verfall geratene Palast ist jetzt zum Verkauf ausgeschrieben, aber niemand will ihn erwerben.

Manchesmal bei großen Festen trägt Mrs. Mac Lean diesen Blauen Diamanten, stets von mehreren Privatdetektiven unserer Bank begleitet und bewacht.»

Als Mister Wood den Notizblock wieder in die Tasche steckt, setzt Burnett noch einiges erläuternd hinzu: «Da der Stein wirklich unverkäuflich zu sein scheint, so hat sich Mrs. Mac Lean auf einen Paragraphen des Kaufvertrages zu stützen gesucht, den ihr Mann noch abgeschlossen hatte, wonach der Verkäufer den Diamanten zurücknehmen muß, falls sich ein Unglück im Hause Mac Lean ereignen sollte. Aber das Unglück hatte ja nicht nur die Mac Leans betroffen, sondern auch den letzten Verkäufer des Steines, den Venezianer Habilie, der bei einem Eisenbahnunglück bei Treviso ums Leben gekommen ist. Mit dem seinerzeit gezahlten Preis von 300 000 Dollar ist heute der Blaue Diamant versichert und zwar bei dem „Manhattan-Assurance-Trust“ in New York. Daß wir tatsächlich den echten Stein hier in unserem Safe haben», fügt Direktor Burnett lächelnd hinzu, «ist durch die Untersuchungen unseres bedeutendsten Edelsteinkenners in Amerika, Godfrey Eacret aus San Franzisko, einwandfrei festgestellt. Wir haben hier tatsächlich den Blauen Diamanten in Verwahrung.»

In diesem Tresorraum XI. befinden sich die allerkostbarsten Stücke zur Verhüllung. Darum sind noch besondere Sicherheitsvorrichtungen eingebaut, welche denen im Londoner Tower zum Schutz des britischen Kronschatzes gleichen. «Durch einen Druck», so setzt Mister Burnett seine Erklärungen fort, «wird eine Maschine eingeschaltet, die das Depot — denn dieses ist versenkbar — aus einer Tiefe von 8 Meter bis zur Safeplatte emporhebt.»

Auf einen Fingerdruck des Direktors beginnt wie bei Fahrstühlen eine rote flüssige Säule sichtbar zu steigen; auch der Blaue Diamant steigt damit herauf.

Behutsam öffnet Direktor Burnett das Fach und nimmt ihm das Etui. Auf einen Federdruck springt der Deckel auf und da liegt er nun, der wunderbare Diamant, auf gelbem Samt im alten Kästchen des Prinzen Kanitowski. Der Stein ist nicht so blau, wie man ihn sich gedacht hat, nur schiefblau, dafür aber von einem wilden, magischen Feuer, wirklich gleich zuckenden Blitzen aus den flackernden Augen eines zornigen Gottes.

Nach 300 Jahren Wanderung ruht hier der Blaue Diamant aus: «der Hope», «der Kaiserin-Diamant», der Brügger-Diamant, «der Blaue Tropfen von Braunschweig» oder «der Tavernier-Diamant».

Weit geht sein Weg zurück, vom Atlantischen Ozean, auf dessen Grund die «Titanic» ruht, bis zu den Sultanskiosken des Yildiz, über die Folies Bergères und das nächtliche Fest in der Pusztza, zu Christie in London und durch Revolutionen von Braunschweig und Brüssel, zur Entscheidung von Belle-Alliance, weiter mit dem fliehenden Napoleon zur ebenso flüchtigen Marie-Antoinette und zu deren Mutter Maria Theresia nach Wien, wiederum nach Venedig in den Karneval, schließlich zu den Frauen des Sonnenkönigs und zu Jean Baptiste Tavernier, der den Stein aus der Augenhöhle des Rāmā Sita im fernen Indien gebrochen hatte.

Gewohnt haben im Laufe der Jahrhunderte des Gottes Priester, aber ihre Gebete sind die gleichen geblieben für den gebündeten Gott, dessen Worte genau wie vor drei Jahrhunderten über Indien und die Welt klagend hallen als die Verwünschung des ewigen Rāmā Sita, als Fluch der Gottheit: «Wer auch im Wandel der Zeiten das blaue Feuer von der Stirn Rāmā Sitas besitzt, dem folge der Fluch wie der Schatten ihm folgt: Krankheit und Elend, Unehre und Verzweiflung, Haß und Verachtung begleite ihn bis zum qualvollen Tod, bis in die ewige Verdammnis. Niemand seine Seele mehr, die Stätte sei ihr verwehrt, wo die Gottheit thront und die Gnade waltet; verflucht sei sie bis an das Ende der Welt!»

(E N D E)

«Oliver Cromwell»

von RICHARD WILDE

Diese Geschichte ist nicht nur wahr, sondern sie ist wirklich wahr. Wenn sie auch nicht so klingen mag.

Da war bei einem Boulevardblatt ein Lokalredaktor (bezeichnen wir ihn mit dem Sammelnamen «Maier»), ein putziger Mann, dessen geringe Körpergröße im umgekehrten Verhältnis zu seinem Geltungsbedürfnis und seiner Selbstschätzung stand. Er war ein gewandter, tüchtiger Journalist, obwohl sein Können sich auf keinerlei solide Bildungsgrundlagen stützte. Was ihn aber nicht verhinderte, überall seinen Senf dazuzugeben — mit einer apodiktischen Gewiheit, die eigentlich jeden Widerspruch von vornherein ausschaltete.

Sprach man etwa über ein medizinisches Thema — gleich war er da und wußte Bescheid, warf irgendeinen angelesenen Satz in die Debatte. Und fragte man dann, von wannen ihm diese Wissenschaft komme, so lautete die Antwort: «Ich habe doch sechs Semester Medizin studiert!»

Genau so ging es mit allen anderen Disziplinen, in deren Gesamtheit er aus eigenster Erfahrung zu Haus sein wollte. Er hatte fünf Semester hindurch juristische Vorlesungen gehört; drei Semester lang war er der Philosophie beflissen gewesen; die Neu- und die Alphilosophie hatten geräume Weile sein Interesse gefesselt; er hatte Pfarrer werden wollen und sich eindringlich mit der Gottesgelährtheit beschäftigt. Und dann war er nicht Pfarrer, sondern Schauspieler, am Ende sogar Theaterdirektor geworden; sechs Jahre hatte er als Darsteller, vier Jahre als Bühnenleiter gewirkt.

Kein Wunder, daß eines Tages der dreiste, vorlautre Redaktionsvolontär scheinheilig-liebenswürdig zu ihm sagte: «Herr Maier, für einen Neunundsiebzigjährigen sehen Sie eigentlich erstaunlich jung aus!»

«Was ist das schon wieder für 'ne Unverschämtheit?» knurrte argwöhnisch Maier, der von dem Volontär allerlei Kummer gewöhnt war.

«Sehr einfach», erwiderte der Jüngling sanft. «Nach dem „Journalistischen Handbuch“ sind Sie 46 Jahre alt und schon seit 27 Jahren bei dem Geschäft. Wenn ich nun die Zeit zusammenrechne, die Sie der Vorbereitung auf andere Berufe oder der Tätigkeit in ihnen gewidmet haben, und das Ergebnis den 46 hinzufüge, kommen Sie auf 79... Wirklich, fabelhaft sehen Sie aus!»

Herr Maier sah in diesem Augenblick nicht fabelhaft, sondern ingrimig aus, und daß er die Tür hinter sich zuknallte, war nicht weiter verwunderlich...

Der Feuilletonredaktor behandelte ihn mit ausgesuchter Hochachtung, hinter der sich ein ebenso ausgesuchter Spott verbarg. Maier nahm die Hochachtung, als ihm gebührend hin — den Spott merkte er nicht. Einmal ließ der Feuilletonredaktor den ersten Akt von Shakespeares «Troilus und Cressida» abtippen und brachte das Manuskript Herrn Maier.

«Hören Sie mal, lieber Kollege», sagte er, «da hat mir ein junger Dichter ein Stück zur Begutachtung geschickt — ich weiß nicht, ich traue diesmal meinem Urteil nicht recht: Ist das Ding gut oder —»

«Es wird schon schlecht sein», unterbrach Maier, «ich kenne das von meiner Laufbahn als Theaterdirektor her.»

«Eben, an die hatt' ich gedacht. Und deshalb wollte' ich Sie bitten: würden Sie sich die Sache nicht mal ansehen? Ich will Ihre Zeit nicht zu sehr in Anspruch nehmen — ich glaube, es wird genügen, wenn Sie den ersten Akt lesen...»

Schon am nächsten Vormittag erschien bei dem Herrscher des Feuilletons Herr Maier mit dem Manuskript, warf es auf den Schreibtisch und begleitete diese Handlung mit den Worten:

«Wie es von vornherein für mich feststand: 'n Schmarren!»

Und dann kam die Geschichte, die Herrn Maier seinen ehrlichen Namen kostete und ihm — wenigstens unter den Berufsgenossen — den Spitznamen «Oliver Cromwell» eintrug. Auch hier war der Feuilletonredaktor die (diesmal unschuldige) Ursache.

In einem Vorstadttheater von zweifelhaftem künstlerischem Ruf und gar keinem Rang wurde eine alte Geangsposse neuaugeführt, und da niemand Lust begeistigte, die weite Reise nach der entlegenen Bühne zu unternehmen, so bot der Feuilletonredaktor die Premierenkarten Herrn Maier an. Der schluckte sie mit Begeisterung und kam, von Wichtigkeit geschwelt, nachmittags in die Redaktion — ausgerüstet mit einem Feldstecher, der ihm von der rechten Schulter her am Riemen vor dem konvexen Bauch baumelte.

So angetan, verließ Herr Maier später wieder das Bureau, um seiner Pflicht als Kritiker nachzugehen. Die Tür hatte sich kaum hinter ihm geschlossen, als die Rückbleibenden unter dem bezaubernd komischen Eindruck seiner Persönlichkeit in schallendes Gelächter ausbrachen. Und der Chefredaktor sagte:

«Kinder, ich proponier' euch 'ne Wette: Der Maier ist von so lückenloser Unbildung — ich bin überzeugt, wenn ich ihm 'n Zettel hinlege, er soll einen Nachruf auf Oliver Cromwell schreiben, dann macht er's...»

«Doktor, die Wette verlieren Sie!» rief der Sportgewaltige. «Um was soll's denn gehen?»

«Um drei Tafeln Schokolade — weil's doch fünf Minuten vor dem Ersten ist...»

Die Wette wurde unter ständiger Heiterkeit aller Beteiligten geschlossen, und der Chefredaktor schrieb mit Blaustift auf einen halben Bogen Konzeptpapier:

«22 Uhr 30. In einem eben eingetroffenen Telegramm unseres Londoner Korrespondenten, das ich

bereits verarbeitet habe, befindet sich auch die Nachricht vom plötzlichen Ableben Oliver Cromwells. Da ich dringend in eine Sitzung muß, bitte ich Sie um eine kurze vorläufige Würdigung der Persönlichkeit des Verstorbenen.»

Der Zettel wurde auf Herrn Maiers Schreibtisch deponiert, der Schlüssel zum Bibliotheksenschrank mit seinen Nachschlagewerken wurde abgezogen, und der gerade zum Dienst antretende Nachtdirektor ins Bild gesetzt. Er arbeitete in dem Raum neben der Lokalredaktion — vor dort aus beobachtete er, was sich später ereignete:

Herr Maier kehrte aus dem Theater zurück; Herr Maier, noch mit Hut und Feldstecher bekleidet, knipste seine Schreibtischlampe an, las stehenden Fußes die ihm gewordene Botschaft und rief ins Nebenzimmer:

«Kerner, Oliver Cromwell ist tot...»

«Weiß ich!»

«Ich soll ihn beerdigen.»

«Weiß ich auch. Aber höchstens dreißig Zeilen — mehr Platz hab' ich nicht.»

«Dreißig Zeilen? Ist doch lächerlich — wenn 'n Mann wie Oliver Cromwell stirbt...!»

«Tut mir leid — anders geht's nicht. Soll ja auch bloß 'ne Vornotiz sein...»

Herr Maier brummte noch irgend etwas Unverständliches. Dann legte er Garderobe und Feldstecher ab und trat dem Bibliotheksenschrank näher. Der Schlüssel war nicht im Schloß — Herr Maier schimpfte leise vor sich hin über «diese Bummelwirtschaft». Der Schlüssel war auch nicht oben auf dem Schrank, wo man ihn bisweilen finden könnte — Herr Maier schimpfte laut über «Idiotismus» und «konzentrierte Blödheit».

Worauf er sich endlich zur Ruhe gab und sich an den Schreibtisch pflanzte, um weisungsgemäß Oliver Cromwell, den 1658 verstorbenen englischen Staatsmann, zu «beerdigen».

Man sieht, Herr Maier hatte keinen Schimmer von dem Gegenstand seiner nächtlichen Bemühungen. Aber Herr Maier war, wie schon erwähnt wurde, ein wirklich tüchtiger Journalist, der sich immer zu helfen wußte. Diese gute Gabe verließ ihn auch jetzt nicht: Er dichtete — ohne sich auf Geburtsdatum und sonstige Details einzulassen — einen Nachruf, den man geradezu als «Patentnachruf» hätte bezeichnen können. Denn er paßte ebensowohl auf einen Feldmarschall wie auf einen großen Künstler beliebiger Art, und er konnte mit demselben Recht für einen Gelehrten, einen Politiker, einen Forschungsreisenden oder sonstwas bestimmt sein.

Befriedigt über der gelösten Aufgabe wanderte Herr Maier heimwärts. Am nächsten Vormittag jedoch trat er wie ein brüllender Löwe dem Chefredaktor unter die Augen.

«Es ist ein Skandal», schrie er erregt. «Da setzt man sich noch nachts hin und schreibt — alle Zeitungen sind heute voll von Oliver Cromwell, und wir haben keine Zeile...»

Denn Herr Maier hatte als selbstverständlich angenommen, daß sämtliche Blätter den eigens für ihn zum zweitenmal Gestottern nach Gebühr gefeiert hätten.

Der Chefredaktor aber gewann seine Wette, und Herr Maier ließ von Stund an «Oliver Cromwell»...